

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 48 (1943-1944)
Heft: 1

Artikel: Schönheit am Wege
Autor: Schinz, Julie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-314656>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schönheit am Wege

Von Julie Schinz

TÜRMERLIED

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen,
Gefällt mir die Welt.

Ich blick in die Ferne,
Ich seh in der Näh
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.

So seh ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall ich auch mir.

Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön !

Goethe.

Die Schöpfungsgeschichte verkündet uns, daß der Herrgott am sechsten Tage alles betrachtete, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut. Nicht nur gut, sondern sehr gut. Wie viele Menschen gehen achtlos an der Schönheit der Welt vorüber! Wir haben Augen und sehen nicht, Ohren und hören nicht. Zu sehen ist allerdings bedeutend schwieriger, als zu übersehen, und gar erst bewußt zu sehen, ist wohl eine Gabe Gottes. Der große Denker Ruskin sagte irgendwo, die größte Tat, die eine Menschenseele vollbringen könne, sei, das Geschaute klar und eindeutig in Worten auszudrücken. Die Liebe zur Natur ist eine Gottesgabe, und wenn sie einfriert oder zerstört wird, so muß unfehlbar der menschliche Charakter unter diesem Verlust leiden. Viele unter uns treten durch das Tor der Schönheit in den Tempel ein. Wir müssen mit den Augen und Ohren die Schönheit aufmerksam suchen, bevor wir sie sehen können; denn wer sucht, findet sie überall, sowohl in den Gassen der Stadt wie auf dem Lande, in den Gärten der Reichen wie im Pflanzland der Armen, im Schloß wie in der Hütte. So viele leben ihr Dasein, ohne je die Schönheit einer Blüte, eines Insektes, eines Vogelrufes zu empfinden, andere besitzen die göttliche Gabe des Gefühls für wahre Schönheit. In den letztern kann die bescheidenste Blüte Gefühle erwecken, die zu tief liegen für Worte. Glücklicherweise können diejenigen, denen das Gefühl für Schönheit nicht in die Wiege gelegt worden ist, es erwerben unter dem Einfluß begeisterter und wahrer Lehrer. Aus diesem Grunde ist der Unterricht in Natur- und Heimatkunde von größtem ethischen Wert, da er die empfängnisbereiten Sinne des Kindes nähren und veredeln kann. In Poesie und Prosa besingen die Dichter immer wieder die alltäglichen Dinge, wie z. B. das bescheidene Veilchen, den wilden Thymian, den herbduftenden Rosmarin, das altmodische Geißblatt usw. Unter den Vögeln sind es nicht der stolze Schwan, der kühne Adler, sondern das liebliche Rotkehlchen, die erdfarbene Feldlerche, der lustige Kuckuck, alles solche, die überall vorkommen. Nicht nur unsere Augen und Ohren, auch unsere Nasen haben wir vernachlässigt im Zeitalter des technischen Fortschrittes. Wir haben vergessen, daß unsere Vorfahren einst, in längst vergangenen Zeiten, einen so ausgeprägten Geruchssinn besaßen, daß sie feststellen konnten, ob Freund oder Feind sich im Schutze der Dunkelheit in die Felshöhle einschlich. Sie hätten den verhaßten Feind sofort gerochen. Es gibt nichts, das uns so ergreift, wie ein altbekannter Duft, der blitzartig den Geist der Vergangenheit herauf beschwört.

Die Schönheit des natürlichen Musters kommt in der symmetrischen Struktur im Pflanzen- und Tierreich zu voller Entfaltung. Bei allen Lebewesen, ausgenommen bei den niedrigsten, ist eine seitliche Symmetrie die

Regel. Wo Ausnahmen vorkommen, wie z. B. bei den Scheren des Einsiedlerkrebses, den Kinnbacken einiger Käfer, den Flügeln mehrerer Schmetterlinge, bestätigen sie nur die Regel. Es liegt ein tiefer Zauber in der symmetrischen Anordnung der gegenständigen Knospen an einem Ahornzweig, oder in den dreifach fiederschnittigen Blattabschnitten der bekannten Petersilie (Peterli). Die mikroskopischen Schnitte enthüllen erst recht eine wunderbare Symmetrie, oft in reichhaltigen und prächtigen Mustern, wie z. B. bei der Brombeere und beim Katzenschwanz. Im Winter, nach dem Blätterfall, kommt die Schönheit des « Baumgeripps » erst voll zur Geltung. Da kommen Türme, Zacken, Säulen und Pfeiler zum Vorschein, deren Schönheit ohne Zweifel die Erbauer von Kathedralen begeistert hat. Die glatten, schwarzen Knospen der Esche, die « geschnitzte » Krone des wilden Schneeballs und die feine Federzeichnung der winterlichen Buche zeugen von der Mannigfaltigkeit der Naturformen.

Wie wundervoll ist der Mechanismus, mit dem verschiedene Blüten versehen sind, um Fremdbestäubung zu bezwecken. Menschliche Einbildungskraft hätte niemals auch nur einen kleinen Bruchteil der sinnvollen Vorrichtungen erfinden können, die es den Blüten ermöglichen, Blütenstaub von benachbarten Pflanzen derselben Art zu erhalten. Meistens handelt es sich dabei um Blüten, die von Insektenbestäubung abhängig sind, in denen die genialsten Erfindungen entdeckt werden. Ein wahres Schulbeispiel ist der Mechanismus der Salbei. Darwin hat bis in alle Einzelheiten die Fremdbestäubung der Knabenkräuter beschrieben. Das gefleckte und das männliche Knabenkraut, beides weit verbreitete Pflanzen, versehen uns mit wunderschönem Beobachtungsmaterial für die Bestäubungseinrichtungen. Der Inhalt der Staubbeutel ist in zwei Pollenpakete abgeteilt, die Pollinien genannt werden. Jedes Pollenpaket endigt in einem feinen Stielchen mit einem verbreiterten Klebescheibchen. Setzt sich eine Hummel auf die Blütenlippe, so sucht sie mit dem Rüssel bis zum Honig einzudringen, indem sie möglichst tief in den Schlund schlüpft. Sie preßt dabei den obren Rand des Kopfes kräftig gegen das Staubblatt, so daß die kleinen Klebescheibchen an ihm haften bleiben. Will sie aus dem Blütenschlund hinaus, so zieht sie mit den Scheibchen die beiden Pollinien aus den Staubbeuteln. Mit diesem unfreiwilligen Kopfschmuck kriecht das Insekt in eine andere Orchidee hinein und streift dabei die Blütenstaubkölbchen an der Narbe ab. Diese glänzende Anpassung von Lebensgewohnheit und Struktur der Pflanze ist eine Quelle der Wunder, die mit zunehmendem Wissen wächst. Eine andere Seite der vielgestaltigen Natur, die uns sehr anzieht, sind die Farben. Das tiefe Blau des Sommerhimmels, das durch den Kontrast mit schneeweissen Haufenwolken noch vertieft wird; die Pracht des Sonnenauf- und -untergangs in Hochrot und Safran mit dem einzigartigen Duft des Apfelgrüns, dem nichts in der Welt an die Seite gestellt werden kann; die ultramarinen und meergrünen Töne der See; die unzähligen Schattierungen des beruhigenden Grüns der Bäume, Sträucher und Wiesen, zart und durchsichtig im Frühjahr, dunkel und wärmer im Sommer, reiches Gold und Rot im Herbst, und noch im Vergehen die Landschaft mit kupfernen Tönen erhelltend. Eine Farbensymphonie ohnegleichen, eine Freudenquelle, die allen Menschen — außer den Blinden — jederzeit zugänglich ist. Wir alle bestaunen die Farbenfülle der blühenden Löwenzahnwiese, der roten Alpenrosenhänge, der goldenen Schlüsselblumenmatten usw. Die Farben der Vögel- und Insekten-

welt sind ebenso prächtig. Nicht immer sind die auffallendsten Farben unbedingt auch die schönsten; wie fein abgestuft in der Schattierung ist z. B. das bescheiden braune Gefieder einer Heckenbraunelle oder eines Sperlings! Sogar unter den niedrigsten Organismen treffen wir Farben an. Mikroskopisch kleine Lebewesen formen auf dem Spiegel der Teiche und Tümpel «grünen Schaum». Zu den Faktoren, die unsere Umwelt so schön und liebenswert machen, gehört auch die Schönheit der Bewegung. In den fließenden Wassern eines breiten Stromes, ob sie in sanfter oder wilder Laune meerwärts eilen; im Sprühen und Springen eines Wasserfalles; in den ewig jungen Gezeiten des Meeres, wenn an stillen Tagen Wogen um Wogen über den Sand rollen, oder wenn sie mit gigantischer Gewalt donnernd an der Steilküste zerschellen, ihnen allen ist ein Zauber eigen, der uns unwiderstehlich in seinen Bann zieht, unsere Sinne fesselt durch die ihm innewohnende Bewegung. Dann wieder der Wind! Welch auserlesene Bewegung erzeugt er in den wiegenden Wipfeln der Tannen und Pappeln, in den nickenden Blüten und Gräsern und gar in den auf- und niederwogenden Wellen eines reifenden Kornfeldes. Dieselbe anziehende Wellenbewegung führen die sich bewegenden Beine eines Tausendfüßlers aus. Leichte Wolken, die über die leuchtende Mondscheibe rasen, erwecken in uns den Eindruck, als ob der Mond selber über den Nachthimmel fahre; tanzende Schneeflocken, vorüberziehende Regenschauer sind alltägliche Beispiele der Schönheit der Bewegung. Sogar unter den niedrigsten Organismen, unter den Amöben (Wechseltierchen) fesselt uns der Reiz ununterbrochener Bewegung, und während wir die eigentümlichen «Scheinfüßchen» betrachten, bestaunen wir das Leben selber. Es wäre in der Tat ein armeliges Dasein, wenn es von allen Tönen entblößt wäre. Sphärenmusik mag nur von Poeten gehört werden, aber das Säuseln des Windes muß schon im Paradiese herrliche Musik gemacht haben. «Und wann du das Rauschen in den Wipfeln der Maulbeeräume hören wirst, . . .», sagte der Herr zu David, der schon in früher Jugend die Natur bewundert und geliebt hat.

Die erhabene Poesie Jesajas enthält zahlreiche Hinweise auf alltägliche Vorkommnisse in der Natur: «Die Berge und Hügel werden vor euch ausbrechen in Jubel und alle Bäume des Feldes in die Hände klatschen.» An Intensität und Größe kann das Naturgeschehen niemals übertroffen werden; zahllose Töne weben den Hintergrund unseres Daseins, wie z. B. fernes Vogelrufen, das Summen der Bienen in der blühenden Dorflinde, das Aufspringen der Fische im See, das Knistern des reifenden Korns, das Rascheln im Ameisenhaufen, das Aufklatschen schwerer Regentropfen. An erster Stelle steht wohl der Vogelgesang. Welcher Reichtum an Tönen, welche Fülle von Melodien entspringt der kleinen Kehle eines Rotkehlchens, einer Drossel, einer Nachtigall oder einer Feldlerche. Entzückende Gesänge, Strophen, oft auf eine bestimmte Gegend beschränkt, zu gewissen Jahreszeiten aber alltäglich und jedem zugänglich, der geduldig und ruhig warten gelernt hat. Das große Orchester der Natur würde einen bedeutenden Verlust erleiden, wenn ihm die angenehmen Töne musizierender Insekten verloren gingen, wie z. B. das Schwirren der Heuschrecken, das laute, harte Zirpen der Grillen, das Summen der Fliegen und Mücken. Diejenigen, die liebevoll und sorgfältig die alltäglichen Vorgänge in der Natur betrachten und studieren, werden unvergängliche Schönheiten am Wege entdecken, von denen der zufällig Vorbeischreitende keine Ahnung hat. Im Reiche der Kunst werden

sich immer verschiedene Meinungen über Schönheit streiten, im Reiche der Natur aber findet sich keiner, der die Majestät eines glühenden Sonnenuntergangs, den Duft einer zart getönten, wilden Rose oder die Reinheit frischgefallenen Schnees verneinen würde.

Armut, Krankheit und Tod vermögen ein irdisches Paradies in ein Tal des Weinens zu verwandeln, niemals aber in eine heulende Wildnis, solange der Zauber unberührter Natur, wenn auch nur durch Tränen, geschaut und empfunden werden kann. Ob unser Lebenspfad steinig oder glatt sei, laßt uns unsere Augen zum Sehen, unsere Ohren zum Hören und alle unsere Sinne aufnahmefähig erhalten für die Schönheit am Wege, die Tag für Tag um uns ist.

Denket an diese Dinge!

Bodensee im Herbst

Nun liegt Himmel
tief, tief über den Wassern.
Aufflammen blaue Weiten.
Uferlos, unwirklich
dehnt sich das Meer.

Seele, fasse das Große :
daß in begrenzter Beschränkung
Fülle wohnet
und grenzenloseste Weite !
Julie Weidenmann † (Weltfahrt und Ziel).

Verheiratete Frauen sind als vollamtlich beschäftigte Lehrerinnen nicht wählbar

Am 20. September 1943 trat die Zürcher Schulsynode zusammen, um zum vorliegenden Entwurf zum neuen Volksschulgesetz, der vorgängig in den Schulkapiteln und der Delegiertenversammlung des kantonalen Lehrervereins durchberaten worden war, als Gesamtheit Stellung zu beziehen.

§ 66 der Vorlage lautet : « Verheiratete Frauen sind als vollamtlich beschäftigte Lehrerinnen nicht wählbar. Gewählte Lehrerinnen haben bei der Verheiratung von ihrer Stelle zurückzutreten. Der Erziehungsrat kann jedoch auf begründetes Gesuch hin ausnahmsweise auf die Anwendung von Absatz 1 verzichten. »

Die Prosynode sprach sich mehrheitlich gegen diesen Paragraphen aus; ebenso die Mehrheit der Kapitel. Die Delegiertenversammlung des kantonalen Lehrervereins empfahl ohne Gegenstimmen die Streichung. Der Präsident des Gesamtkonvents der Stadt Zürich, Hans Egg, begründete an der Zürcher Schulsynode die Stellungnahme der Lehrerschaft, die diese Ausnahmebestimmungen *aus rechtlichen Erwägungen heraus ablehnt*, wie folgt. Die Ausführungen dürften das Interesse der gesamten schweizerischen Lehrerinnenschaft finden.

« Der § 66 des Gesetzesentwurfes verlangt grundsätzlich als Voraussetzung zur Ausübung des Lehrerinnenberufes die Ehelosigkeit. Nur ausnahmsweise kann der Erziehungsrat einer verheirateten Lehrerin gestatten, weiter im Amte zu verbleiben, wobei aber das Kriterium zur weiteren Berufsausübung nicht in ihrer beruflichen Eignung, sondern in ihrer wirtschaftlichen Lage begründet liegen muß. Die Bedingung der Ehelosigkeit zur Ausübung eines Berufes wird aber vom Zürcher Volke von jeher mit Abneigung betrachtet. Seit Zwingli sich mit mehreren wichtigen Thesen zur Disputation in Zürich vom 29. Januar 1523 gegen das Priesterzölibat wandte und den allgemein gültigen Grundsatz aufstellte : „Daß alles, so Gott erlaubt oder nicht verboten hat, recht ist, daraus gelernt wird, daß die Ehe allen Menschen geziemt“ und wohl nicht durch eine Berufstätigkeit ausgeschlossen werden soll, ist jeglicher Anlauf, der irgendein Zölibat schaffen